

Jenseits des Programms : Kees Christiaanse im Gespräch mit Ingemar Vollenweider und Philipp Esch

Autor(en): **Christiaanse, Kees / Vollenweider, Ingemar / Esch, Philipp**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **94 (2007)**

Heft 12: **Ohne Programm = Sans programme = Without programme**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-130631>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Jenseits des Programms

Kees Christiaanse im Gespräch mit Ingemar Vollenweider und Philipp Esch

Kees Christiaanse gehört längst zu den «Global Players» der Stadtplanung: als Gründer der international tätigen Architektur- und Planungsfirma KCAP, aber auch als Professor für Städtebau an der ETH Zürich. Zu seinen Kernthesen gehört, dass man beim Entwurf von urbanistischen und architektonischen Projekten vor allem auch «jenseits» des Programms denken soll.

Oben: Strukturelle Resistenz: Aus dem Inselraster mit Kanälen der Azteken-Hauptstadt Tenochtitlan wird das Stadtraster mit Strassen von Mexiko-Stadt

iv «Die programmlose Stadt»: so hast du verschiedene die Recherche überschrieben, die du im Rahmen deiner Praxis wie deiner Lehrtätigkeit an der Hochschule verfolgst. Was verstehst du darunter?

kc Das ist natürlich eine polemische Bezeichnung, die nicht so wörtlich zu nehmen ist! Sie bezieht sich auf den Wandel und nicht auf eine von vornherein beabsichtigte Programmlosigkeit. Wenn man Stadtstrukturen analysiert, erkennt man, dass gewisse davon sehr robust sind im Wandel und sehr unterschiedliche Gesellschaftsformen und Aktivitäten aufnehmen und loslassen können. Manchmal sind das radikale Wandel, wenn etwa eine agrarische Parzellierungsstruktur in der Stadt ablesbar bleibt. Das heisst, es sind gewisse Parameter auf der Ebene von Typologie und Struktur wahrzunehmen, die über eine bestimmte Programmierung hinaus gültig bleiben. Als Städtebauer wissen wir heute, dass Entwürfe eine gewisse Flexibilität haben müssen. Das bedeutet, dass man nach generischen, grundlegenden Strukturen sucht, welche die momentan geforderten Programmierungen aufnehmen können, aber auch deren zukünftige Ablösung antizipieren können.

In der Vergangenheit hat diese generische Haltung oft eine gewisse Identitätslosigkeit bewirkt. Eigentlich eignen sich aber gerade Strukturen, die eine sehr ausgeprägte Charakteristik haben, für diesen Wandel. Das gründerzeitliche Berlin oder Stadtviertel wie Soho in New York sind dafür beispielhaft: entworfen für die Gesellschaft der industriellen Revolution, für eine Klassengesellschaft, ausgestattet mit einer sehr starken architektonischen Identität, eignet sich dieser Typ Stadt extrem gut für heutige urbane Aktivitäten. Es gibt sowohl diese Flexibilität wie eine hochwertige räumliche Qualität. Wir versuchen, aus der Wahrnehmung solcher Beispiele und ihrer Grundzüge Entwurfsmethoden zu extrapolieren, die vergleichbare Qualitäten ermöglichen.

Städtebau ist immer wieder auch Scheitern, darum bezieht diese Recherche die Ebene der politischen Durchsetzung ein und das Voraussehen ungewünschter, unvorhergesehener Entwicklungen. In den letzten Jahren merken wir, dass die negativen Kräfte, die auf einen relativ offenen Entwurf einwirken, manchmal so stark sind, dass es trotz unseres freiheitlichen Denkansatzes notwendig ist, Sachen weit stärker festzulegen als wir ursprünglich dachten. Manchmal sind das ganz einfache Festlegungen: wenn du beim Entwerfen eines Quartiers keinen Einfluss mehr auf die Wahl der Architekten hast – und das ist heute die Regel –, dann legst du zum Beispiel fest, dass alles in einem einheitlichen Backstein und mit weissen Fensterprofilen gemacht wird: einfache Massnahme, extrem kohärierender Effekt!

Stadtgewebe und Monument

pe Die historischen Beispiele «programmloser» Stadtstrukturen, die du anführst – Gründerzeit, Soho – sind, um mit Aldo Rossi zu sprechen, zum «Tessuto» zugehörig, zum Stadtgewebe. Die Monumente, gesellschaftlich festgelegt, Schule, Kirche, Rathaus, sind daraus traditionell hervorgehoben. Was passiert nun,

wenn diese Unterscheidung verschwimmt, wenn nicht mehr deutlich ist, was noch Monument ist und was Textur?

kc Das Merkwürdige ist, dass derartige hierarchische Gliederungen selbst in der Peripherie noch gültig sind, sogar in den neuesten niederländischen Stadterweiterungen steht die Kirche hartnäckig noch am Kreuzungspunkt der Strassen.

pe Aber ist da nicht etwas in Bewegung geraten? Gewisse städtische Funktionen wechseln aus einer Kategorie in die andere: der Laden, einst Teil des «Gewebes», wird nun in Form der Shopping Mall zum Monument. Umgekehrt geht die Kirche oder die Moschee von heute in irgendeinem Gewerbebau im Stadtgewebe unter, und auch die Schule, das Denkmal bürgerlichen Selbstbewusstseins, wird «herabgestuft», wie das Beispiel der «Schoolwoningen» in Holland veranschaulicht, die je nach Bedarf als Schulen erhalten und dann mit wenigen Massnahmen zum Wohnungsbau mutieren.

kc ... aber es ist doch im Grunde genommen das Gleiche geblieben: Shopping ist eine Religion geworden und Religionsausübung ist eine unterdrückte Retail-Aktivität! Wenn man über Trägheit spricht in der strukturellen Hierarchie der Stadt, dann ist die besondere Bedeutung der gemeinschaftlichen Strukturanteile im Stadtbild weiterhin sehr präsent.

Städtebau der Solitäre?

iv Du sprichst von starken räumlichen Stadtstrukturen als demjenigen Aspekt, der definierbar bleibt in einem weit privatisierten Umfeld. Warum macht ihr dann so wenig eigentliche Strassenräume, in denen das einzelne Haus aufgeht im Häuserzug? Bei euch mache ich einen «Städtebau der Solitäre» aus – «Städtebau der Monumente» ginge wohl zu weit – Solitäre, befreit aus der Textur, welche eine eigene Räumlichkeit hervorbringen.

kc Man muss vermeiden, in einer Dialektik von Blockrand- und Solitär-Städtebau zu denken. Wir beschäftigen uns mit einem Stadtraum, der versucht, gleichzeitig eine übergeordnete, lesbare Kohärenz zu entwickeln und den einzelnen Baukörpern ihre Eigenständigkeit zu lassen. In der Tat erzeugt diese Haltung eine Art Befreiung mit einer eigenen Räumlichkeit, die wir «Stadt als Loft» nennen; die Bespielung der Freiräume, etwa in unseren Hafeprojekten, erinnert an die Einrichtung eines Lofts. Die Hamburger Hafencity haben wir als eine robuste Struktur von Strassen, Wasserbecken und Kais entwickelt.¹ Bei der Definition der – geschlossenen und halboffenen – Baublöcke haben wir recherchiert, ob es Strukturen gibt, die sich zwischen dem apparzellierten, vierteiligen Gründerzeit-Block und dem Solitär bewegen, und sind auf zahlreiche Beispiele gestossen, etwa in der Umgebung der «Samaritaine» in Paris oder im Hamburger Kontorviertel: Gebäudeblöcke, die sich sehr stark kontextuell benehmen, ohne in Vierteiligkeit aufzugehen.

Dieses Prinzip kristallisiert sich in unseren Arbeiten allmählich als das dominante heraus, wobei etwa in Wohnungsbau-Vorhaben die Aufteilung des Blocks in mehrere Gebäude durchaus auch von Investorenseite begrüsst wird und umgekehrt anspruchsvolle grosse Geschäftskunden ihren Niederlassungsentscheid davon abhängig machen, ob ihnen ein «Signature Building», ein «Eyecatcher» zugestanden wird. Wir versuchen, das miteinander zu versöhnen. In der Hafencity scheint das zu gelingen: die Robustheit der Struktur verträgt auch minderwertige Gebäude, die darin hier und dort entstehen.

Malewitsch und die programmlose Gestaltfindung

iv Du beziehst dich unter anderem auf Kasimir Malewitschs «Architekton» im Zusammenhang mit Fragen der abstrakten Gestaltfindung. Nun spricht Malewitsch von der «Vergegenständlichung von Empfindung», und er spricht auch davon, dass ein Stuhl das Sitzen gleichsam «verkörpern» müsse – womit wir selbst bei Malewitsch erneut bei der Funktion, beim Programm wären! Aber was sich bei Malewitsch als kompositorische Manipulation letztlich doch auf sich selbst bezieht, kann im Massstab des architektonischen, des städtischen Objekts nicht dazu herangezogen werden, Charakter zu produzieren. Was heute droht, ist doch die Monotonie der Andersartigkeit! Müsste dagegen nicht viel mehr Bezug genommen werden auf die Konvention, auf die Interpretation des Allgemeinen?

¹ Siehe auch: werk, bauen + wohnen 7-8 | 2004, Städteheft Hamburg

Oben: Berlin-Schöneberg zur Gründerzeit: Göben- Ecke Kirchbachstrasse. Historische Postkarten, aus: J. Geist, K. Kürvers, Das Berliner Mietshaus 1945–1989, München 1989.

Unten: Wohnungsbau GWL, Amsterdam. Masterplan und drei Baublöcke von KCAP, 1993–1998





Oben: Kontorviertel, Hamburg.
Bild aus: Hamburg und seine Bauten
1918–1929, Hamburg 1929.

Unten: KCAP: HafenCity, Hamburg,
Modell. – Bild: KCAP

kc Auch bei der HafenCity sind die Grund-Elemente ja eigentlich gleichförmig – sie bilden einmal mehr den Mechanismus einer flächigen Entwicklung ab, mit gleichgeschalteten Architekturen für gleichgeschaltete Investoren sowie einigen wenigen Stellen ausgeprägter Individualität. Diesem Szenario begegnen wir immer wieder: im Hafen von Hamburg kriegen wir die Elbphilharmonie von Herzog & de Meuron sowie das Science-Center von OMA, und in den Docklands von Dublin kriegen wir das Grand Canal Theatre von Daniel Libeskind sowie den U2-Tower, den Bono bauen lässt. In den verschiedenen Hafentfront-Entwicklungen, an denen wir arbeiten, in Hamburg, Rotterdam, Amsterdam, in Kopenhagen oder Dublin, kann man aus den Plänen jeder dieser Entwicklungsgebiete ein Quadrat von 100 Meter Seitenlänge an irgendeiner generischen Stelle herauschneiden und sie durcheinander mischen, und ich sage dir, du wirst nicht mehr erkennen können, welchem Ort die Ausschnitte entnommen sind.

iv Womit wir bei einem entscheidenden Unterschied zu den historischen Stadtbildern dieser Orte angekommen sind. Ich behaupte, damals war das Verhältnis von öffentlich und privat, von Anonymität und Individualität klar, und das Allgemeine war in der Lage, eine spezifische Situation auszudrücken.

Globale Stadt

kc Aber eigentlich ist diese Kondition vergleichbar mit der «generischen» Stadt des 19. Jahrhunderts. Ich glaube, unsere Situation ist vor allem das Abbild einer nicht unproblematischen Massstabsvergrößerung und Standardisierung. Warum war Amsterdam so schön und kohärent? Weil die konstruktive wie ökonomische Beschränkung ein hohes Mass an Kohärenz sichergestellt hat. Das funktionierte ohne Vorgaben der öffentlichen Hand, bis hinein in die dreissiger Jahre des letzten Jahrhunderts – und zwar auch noch da, wo reiche Kaufleute ihren Wohlstand und Status in ihren Häusern in Szene setzen wollten, etwa an der Keizersgracht mit ihren Natursteinfassaden. Übrigens: Als ich studierte, waren in Europa noch alle Fensterrahmen verschieden – heutzutage kommen die alle aus einer Fabrik in Deutschland, Ende aus!

iv ... auch das wäre übrigens ein Stück Programmlosigkeit, dass ihr den kulturellen Unterschieden geringes Gewicht beimisst. Die Lifestyles gleichen sich einander an...

kc Saskia Sassen beschreibt in ihrem Buch «Global Cities» die globale Stadt als eine im Grunde sehr spezifische Stadt mit eigenen geografischen und kulturellen Prägungen. Solche Städte sind etwa London, Paris oder auch Zürich: Die ziehen globale Akteure an, und diese überziehen die Städte mit ihren globalen Netzen. Wir dagegen verstehen unter der «globalen Stadt» die Stadt der Einzelhäuser, die in Istanbul, Shanghai, Rotterdam oder Kansas City vollständig identisch ist, mit ihren Ingredienzen Einzelhaus, Bürohaus, Campus, Shopping Mall, Autobahnausfahrt etc. und den gleichgeschalteten Lebensstilen. Solche Entwicklungen kann man ablehnen, aber das halten wir für problematisch, oder sich ihrer annehmen und an gewissen, vielleicht winzigen Stellen grenzbewegende Entwicklungen freisetzen. Blosses Widersetzen funktioniert jedenfalls nicht. Wir leben in einer Welt der komplexen Organisation, und wenn du dich auf diese Welt einlassen willst, musst du bereit sein, dich auf die Komplexität ihrer Funktionsweise einzulassen. So arbeiten wir, im Wissen um das damit verbundene Risiko. Ich will kein Meister mit Gesellen sein, lieber Regisseur hinter den Kulissen.

pe Eure Projekte und Texte suggerieren, dass ihr an einer solchen Stadt baut: einer Stadt der aufgehobenen Gewissheiten. Mag sein, dass diese durchaus die sich wandelnde Gesellschaft abbildet, die darin lebt. Das bedeutet aber auch ein Verblässen der Lesbarkeit der Stadt, ein Verwischen von Differenzen, ein Verblässen von Identität.

kc Ich möchte den Parameter «Lesbarkeit» als Indikator für urbane Qualität überhaupt in Frage stellen. Die Beobachtung, wonach die heutige Stadt weniger lesbar würde, gilt so nicht. Ich behaupte, all die Orte, an denen die Städte hierzulande weiter wachsen, leiden gerade am Übermass an – oberflächlicher – Lesbarkeit. Am Beispiel Zürichs: Nimm die monotonen

Gewerbegebiete bei Dübendorf und Stettbach oder nimm die gewaltigen, rein monofunktionalen Wohnungsbauvorhaben in Zürich-Affoltern: in einer Grösse, wie sie in dieser Stadt noch nicht vorgekommen sind, verbunden allein über wenige Erschliessungsschneisen. Die Orientierung erfolgt über einen Katalog von städtebaulichen Standardkomponenten und Signalistik, die weltweit gleich sind und daher für jedermann verständlich. Vergleich das mit der diffusen, offenen Qualität eines Gebietes wie dem Zürcher Letzi, das in der städtischen Diskussion gar nicht präsent ist! Die Beispiele zeigen, dass Lesbarkeit und Identität vielleicht weniger wichtig sind als Parameter wie Mischung, Offenheit, Massstäblichkeit und Vernetzung. Wir als Promotoren von Mischung kommen uns manchmal vor wie Don Quijote.

Autonomie des Architektonischen

iv Du hast ganz am Anfang gesagt: Das stimmt gar nicht, die «programmlose Stadt» ist eine Polemik. Wogegen denn? Gegen den Funktionalismus, der die beschriebenen Monokulturen hervorgebracht hat?

kc Ich will dir mit einem Beispiel antworten. Unser Büro war in einem ehemaligen Wasserwerk untergebracht. Die ursprünglichen funktionalen Vorgaben, welche etwa eine Reihe von Wasserbecken erforderten, führten in ihrer starken Determinierung zu einer räumlichen Qualität, die uns wiederholt mit der Frage konfrontiert hat, ob solcherart nicht am Ende gar ein besseres Büro-Gebäude entstanden ist als wenn dieses für seinen heutigen Zweck konzipiert worden wäre – und ob der Bau als Bürohaus nicht am Ende besser ist denn als Wasserwerk! Es entstand eine «promenade architecturale» als primäre Ordnungsstruktur, an der die wichtigen Räume liegen und in deren Verlauf die Besonderheiten des Bestands erlebt werden. Was ich damit sagen will: Vielleicht sollten wir zunächst eine starke tektonische Struktur entwickeln und erst dann das geforderte Programm ins Spiel bringen!

iv Ein Plädoyer also für architektonische Autonomie, jenseits von Ort und Programm?

kc Na ja, man könnte auch das Gegenteil behaupten, dass es völliger Quatsch ist, was ich eben gesagt habe: dass man nämlich ein Gebäude vollständig auf eine Funktion hin entwickeln muss, und dass erst

durch die Nachnutzung gerade wegen der Inkompatibilität zwischen Programm und Bestand eine architektonisch produktive Reibung entsteht.

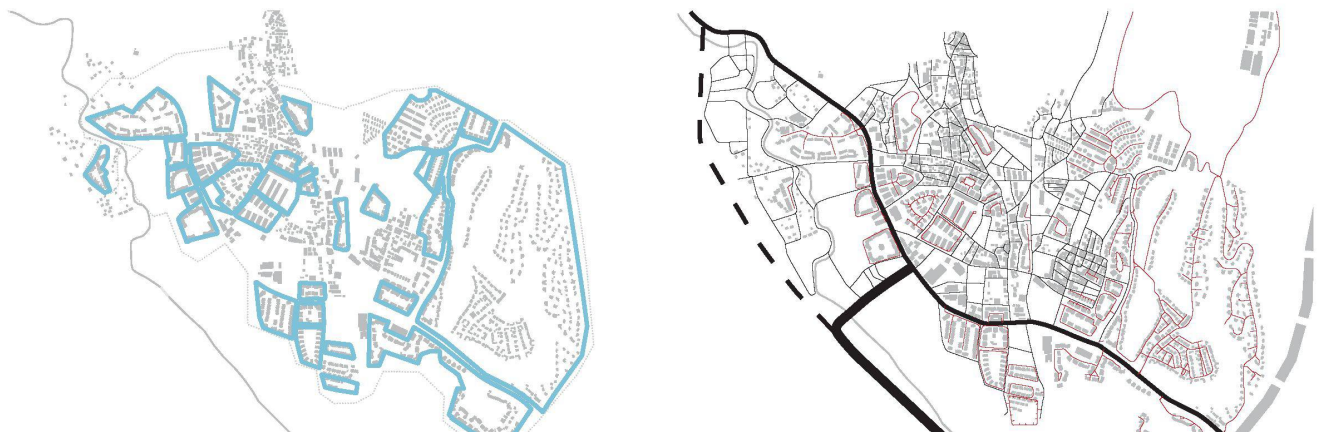
iv Ja, das wäre die zweite mögliche Folgerung, wonach die Gestaltung auf jeden Fall eine starke Funktion voraussetzen würde – Schinkel spricht von der «Charakterisierung des Zweckes». Ihm geht es dabei auch um den Ausdruck der Häuser. Kommt man denn ohne die Zweckdienlichkeit zu einem Ausdruck?

Mir fällt übrigens auf, dass ihr sehr wenig über Geschichte spricht, ausser in allgemeineren Referenzen wie dem gründerzeitlichen Berlin. Im Zusammenhang mit der menschlichen Wahrnehmung scheint aber Geschichte oder Konvention elementar – «ich erkenne nur, was ich kenne» schreibt Ortega y Gasset. Ihr seid sehr prospektiv und verwendet gerne den Begriff «Innovation».

kc Die Entwicklung von Charakter ist immer sehr stark auf Geschichte bezogen, selbst da, wo die bewusste Absetzung gesucht wird. Dabei ist auch der Modernismus letztlich bloss ein weiterer Historismus: wenn Rem Koolhaas in der Villa dall'Ava ein Bandfenster einsetzt, ist das genauso historistisch wie wenn Hans Kollhoff in den Leibnizkolonnaden eine Granitstütze verwendet. Was geschieht nun aber, wenn man gründerzeitliche Stadtstrukturen analysiert, ohne die architektonische «Kruste» zu berücksichtigen, welche gleichsam die geschichtliche Dimension transportiert? Es werden plausible, taugliche Strukturen freigelegt, wie wir sie im Amsterdamer Hafen oder in der Hamburger Hafencity einsetzen. Aber die geschichtliche Ebene hat eine wichtige Funktion, denn ein Quartier ist umso lebendiger und angenehmer, je grösser die Bandbreite der Gebäude-Alter ausfällt, wenn also die Reibung im Nebeneinander verschieden alter Strukturen gegeben ist. Daher sind wir so fanatisch, was den Erhalt von Spuren wie Belagresten, Schienen und Kaimauern angeht.

Was uns z. B. interessiert, ist das Verhältnis von Anonymität der Architektur und menschlichem Massstab. Die Verwendung von Ornament in Gründerzeit-Bauten vermittelt diesen Massstab inmitten der grösseren Anonymität. Man könnte das Ornament hier mit den Serifen bestimmter Schrifttypen vergleichen, die ermüdungsfrei zu lesen sind im Gegensatz zu sozusagen «reinen», serifenlosen Schriftbildern.

Unten: Globale Vorstadt: Plan von Istanbul-Göktürk mit Eintrag der «gated communities» (blau) sowie des privaten und öffentlichen Wegnetzes (rot bzw. grün). – Pläne: ETH Urban Research Studio



Pervertierte Flexibilität

pe Ist Programmlosigkeit letztlich nicht bloss eine Frage des Entscheidungszeitpunkts? Und wenn dieser, wie in der Kultur der «Best Option Society» üblich, immer weiter herausgeschoben wird, verschiebt sich nicht auch der Entscheidungsträger? Wenn ein Gebäude auf eine Vielzahl möglicher Funktionen angelegt sein muss, öffentlich wirksamer wie privater, dann ist es doch letztlich derjenige Investor, der zuletzt Bau-träger ist, welcher darüber entscheidet, wo öffentliche Funktionen stattfinden und wo private.

iw Könnte das nicht auch bedeuten, dass wir keine Bauherren mehr haben?

kc Ja, wir haben keine Bauherren mehr als Gegenüber. Was uns bleibt, sind Marktstrategen.

pe Ich erinnere mich an den Dienstleistungs-Gebäudekomplex «Swing» in Wallisellen von B.E.R.G. Architekten / AGPS Architecture, vor wenigen Jahren fertiggestellt.² Damals hatten die Architekten dem Investor nachzuweisen, dass in ein und demselben Gebäude ein Hotel, Büroräume, Wohnungen oder ein Schulbetrieb glaubwürdig untergebracht werden könnten.

kc Nein, das ist eine Perversion von Flexibilität, ein Kadavergehorsam, wie wir ihn gerade nicht wollen! So was endet dann in dem richtungslosen Stützenraster, in das überall Trennwände eingeführt werden können. Ich ändere deshalb die Optik und behaupte: es gibt doch Unmengen von Gebäuden, die für fast alles zu gebrauchen sind, jedes zweite Gebäude mindestens!

iw Gut, wenn man das so weit fasst, dann würde uns das wieder zurückführen zur Autonomie des Architektonischen. Aber das Architektonische schliesst im Gegensatz zur Kunst die Funktion mit ein...

kc ... Nehmen wir Bürogebäude, davon machen wir viele. Und die sind ja sozusagen vollständig flexibel – einfach nur Hüllen.

iw Flexibel für Büro und Gewerbe, aber ihr könnt jetzt nicht ohne weiteres drin wohnen!

kc So viel Unterschied gibts da nicht.

iw Aber bringst du in Holland eine Wohnung ohne privaten Aussenraum überhaupt noch los? Denn das ist auch für das Städtische sehr wichtig: der Aussenraum als Schwellenbereich verändert ja den Charakter, den Ausdruck eines Hauses enorm!

kc In einem gewissen Mass kriegt man das schon hin. Man darf zum Beispiel seit einiger Zeit Wintergärten als Loggia im Gebäude machen, sogar dann, wenn die thermische Trennung aussen durchläuft. Das heisst, du kannst theoretisch eine Plastikfolie in einem Bürogebäude spannen und hast deinen Aussenraum!

Pragmatismus – die Grundlage des Städtebaus

iw Im Unterschied zu den achtziger Jahren, wo ein utopischer Wettbewerbs-Entwurf nach dem anderen abgeliefert wurde, sei es von OMA, von Krier oder von Hadid, haben wir mittlerweile akzeptiert, dass wir ganz pragmatisch mit den Kräften zusammenarbeiten

müssen, die das Geschehen bestimmen. Inwieweit verwalten wir einfach am Ende nur noch, was ohnehin passiert? Gebärden uns als Mediatoren und stellen unser ureigenes Metier als Architekten hintan? Statt Dirty Realism im Sinne deines Credo's «Schutz vor Hässlichkeit durch Vielfalt» denke ich dann wieder an Schinkel, der in einer Phase des Umbruchs und des vermeintlichen Verlusts von Traditionen für sich und sein Werk explizit in Anspruch nimmt, Vorbild zu sein, aufzuzeigen, was unter Kenntnis der modernen Techniken architektonisch möglich und im Sinne der Stadt verallgemeinerbar ist.

kc Es fällt mir schwer, mir heutzutage jemanden vorzustellen, der noch eine kohärente Städtebauthorie hat. Wenn ich versuche, das, was wir da schreiben und machen, auf einen Nenner zu bringen, da komme ich nicht weiter als auf diesen Titel «Situationen», mit dem wir unsere Monographie überschrieben haben, was eine gewisse Hilflosigkeit auf der Suche nach einem integrativen theoretischen Ansatz andeutet. Wir haben eine gewisse Haltung, die auch nicht immer kohärent ist, und wir haben verschiedene Schlüsseltexte, aber wir sind nicht in der Lage, daraus eine integrative Theorie über Städtebau zu entwickeln. Und ich bezweifle, ob irgendwer das kann, genauso wie ich bezweifle, ob das so sinnvoll ist. Das heisst aber auch nicht, dass wir in blossen Pragmatismus verfallen. Im Gegenteil: Ich glaube, dass die Fragmente zu bestimmten Gedankengängen sehr produktiv sind. Und ich bin überzeugt, dass die pragmatische Haltung immer die Grundlage des Städtebaus gewesen ist. ■

Kees Christiaanse, geboren 1953 in Amsterdam, Niederlande. Abschluss des Architekturstudiums an der Technischen Universität von Delft 1988, zusammen mit Art Zaaijer. Die Abschlussarbeit, Parzelle 25, wurde schliesslich als Teil des ebenfalls von Christiaanse entworfenen Stadtgestaltungsplans für das Wohnungsbaufestival in Den Haag verwirklicht. Für dieses Projekt wurde er mit der Berlage-Flagge ausgezeichnet. Von 1980 bis 1989 arbeitete er im Office for Metropolitan Architecture (OMA) in Rotterdam, seit 1983 als Partner. 1989 gründete er ein eigenes Büro in Rotterdam, Ir. Kees Christiaanse Architects & Planners, das sich seit 2002 KCAP nennt. 1990 gründete er in Köln das Büro ASTOC Architects & Planners. Von 1996 bis 2003 war er Professor für Architektur und Städtebau an der Technischen Universität von Berlin und seit 2003 Professor an der ETH Zürich. Er ist regelmässig Jurymitglied bei grossen internationalen Wettbewerben und Verfasser von vielfältigen Veröffentlichungen über Städtebau und Architektur. Kürzlich wurde Christiaanse zum Kurator der 4. Architektur-Biennale 2009 in Rotterdam ernannt.

Ingemar Vollenweider ist Architekt und führt zusammen mit Anna Jessen das Architekturbüro jessenvollenweider in Basel. Er hat mehrere Jahre (als Assistent bei Prof. Hans Kollhoff) an der ETH Zürich unterrichtet und ist seit 2007 Professor für Stadtbaukunst und Entwerfen an der TU Kaiserslautern. Im Rahmen seiner Lehrtätigkeit an der ETH untersuchte Vollenweider u. a. einen eigenen, «True Stories» betitelten Ansatz von «programmlosem Entwerfen», in deren Mittelpunkt er die historisch-atmosphärische Recherche realer Orte stellte, um daraus zwar «kontrafaktische», aber plausible mögliche Entwicklungen für dieselben Situationen abzuleiten.

résumé Au-delà des programmes Kees Christiaanse

en entretien avec Ingemar Vollenweider et Philipp Esch Parmi les principales thèses de Kees Christiaanse, à la fois architecte, aménagiste et professeur à l'EPFZ, figure la demande de projets urbanistiques et architecturaux plus souvent envi-

² Siehe auch: Rahel Marty, Prestigeobjekte, in werk, bauen+wohnen 4 | 2003, S. 28ff., bzw. werk-material im gleichen Heft.



sagés «au-delà» du programme. «L'absence de programme» d'une ville ou d'un bâtiment qu'il postule n'est pas, par avance, de nature intentionnelle, mais une capacité à se transformer, à recevoir des formes sociétales et des activités très différentes. De telles structures «génériques» ne sont pas dénuées d'identité. Des exemples remarquables comme Berlin à la fin du XIX^e siècle, ou le quartier de Soho à New-York ont, au contraire, un caractère très marqué. Mais au lieu de persister dans la dualité entre construction en couronne d'îlot versus solitaire, on essaye, en même temps, de développer une cohérence supérieure et de préserver l'autonomie des différents bâtiments. Ainsi, les blocs autour de la «Samaritaine» à Paris ou le quartier commercial de Hambourg servent de référence aux blocs fermés et semi-ouverts de la city portuaire hambourgeoise projetés par KCAP: des blocs où la dimension contextuelle est très présente, sans que l'on ne se perde pour autant dans la diversité.

Lors de l'interview, la discussion tourne autour des questions suivantes: Dans quelle mesure est-il encore possible de définir l'espace public et de s'appuyer sur des conventions urbanistiques? Et si la lisibilité ou l'intelligibilité de la ville perdurent au moment où s'estompent les catégories «de convention» («tissu») et «d'exception» («monument»)? La discussion porte par ailleurs sur la signification de «l'absence de programme» pour l'objet architectural: autonomie de l'architecture au-delà du lieu et du programme? Ou exactement le contraire: un bâtiment taillé sur mesure pour une fonction qui développe des «frottements productifs» précisément dans l'utilisation postérieure, à partir de l'incompatibilité entre programme et substance? En s'inspirant librement du principe de Schinkel d'une «caractérisation de l'usage», les participants se demandent, pour finir, si l'adéquation à l'usage est vraiment une condition liminaire à l'expression d'un bâtiment. ■

summary **Beyond the programme** Kees Christiaanse in conversation with Ingemar Vollenweider and Philipp Esch

One of the core hypotheses of architect, planner and university professor Kees Christiaanse is that in designing urban and architectural projects we should think “beyond” the programme to a greater degree. The “programme-less” quality of a city or a building that he postulates is not something intended from the start but rather an ability to change, to accommodate very different forms of society and activities. Generic structures of this kind are by no means lacking in identity – quite the opposite in fact: excellent examples such as late-nineteenth century Berlin or Soho in New York have a very definite strong character.

But instead of remaining rigidly in the historic duality of block edge versus freestanding, an attempt is made to develop an overall coherency while also giving the individual buildings their independence. For the closed and semi-open blocks of the Hafencity that KCAP planned in Hamburg the blocks around the “Samaritaine” in Paris or the “Kontorviertel” in Hamburg served as references: building blocks which are highly contextual, without being broken up into many parts.

In the interview the discussion revolves around the degree to which the nature of public space can still be determined, how far one can resort to urban conventions – and whether the legibility or comprehensibility of the city can survive, if the traditional duality of convention (“tessuto”) and exception (“monument”) disappears?

The discussion also examines what the absence of a programme might mean for the architectural object: architectural autonomy beyond the site and the brief? Or its exact opposite: the building tailor-made for a specific function that in a “later use” develops an architecturally productive friction between the incompatibility of the programme and the existing fabric? Finally, the question is posed whether serving a specific purpose is not a precondition for a building's expressive power, in accordance with Schinkel's dictum about “the characterisation of the purpose”. ■

Links: KCAP: Wohnungsbau auf der Java-Insel, Amsterdam, 1991–1998.

Rechts: KCAP: Asia-Haus, Östlicher Handelskai, Amsterdam, 1998–2004.
Bilder: KCAP